

Literatur

FRITZ SCHMIDT-CLAUSING: *Zwingli*. Sammlung Göschen, Band 1219, 119 S. W. de Gruyter, Berlin 1965.

Der Verfasser ist sich voll bewußt, daß der Versuch, für eine Reihe wissenschaftlicher Kompendien eine Zwingli-Darstellung zu schreiben, ein großes Wagnis bedeutet. Im Unterschied zu den andern Reformatoren kann man sich nicht auf ein im allgemeinen feststehendes Bild berufen, das sich leicht zusammenfassen und für jedermann verständlich darbieten ließe. Für die Biographie hat zwar Oskar Farner die Hauptarbeit geleistet, aber im theologischen Bereich ist die Zwingli-Forschung mitten im Fluß. Es fehlen gültige Gesamtübersichten, wie sie für Luther und Calvin längst geschaffen sind. Es ist daher dankenswert, daß Schmidt es doch wagt, in aller Kürze ein biographisches und theologisches Bild Zwinglis zu geben. Er umreißt zunächst die Geschichte der Zwingli-Auffassungen und legt Gewicht auf die Neuorientierung seit Blanke, Rich, Locher, v. Muralt, Pfister und anderen, auf deren Arbeiten er sich oft wörtlich zitierend stützt. Dann stellt er Zwingli in die eidgenössische Umwelt in Politik, humanistischer Gesellschaft und Kirche hinein. Es folgt die Biographie unter den drei Abschnitten: der katholische, der reformatorische, der protestantische Zwingli. Nach des Verfassers Meinung müßte sich ein vierter Teil anschließen: der evangelische Zwingli, das heißt der ruhige, sachliche Ausbau der evangelischen Lehre, der dem Reformator nicht mehr vergönnt war. Die biographische Skizze darf im ganzen als geglückt bezeichnet werden; es war für einen ausländischen Verfasser sicher nicht leicht, sich in die verwickelten schweizerischen Kleinverhältnisse des 16. Jahrhunderts hineinzuversetzen.

Auf einige Schwächen muß aber hingewiesen werden. Nach den neueren Forschungen war der Anteil Zwinglis an den letzten politischen Entwicklungen weniger groß oder mindestens anders gelagert, als man bisher annahm. Ebenso war das Verhältnis Zürich-Bern bedeutend komplizierter, als es hier erscheint. Formulierungen wie «Zwinglis Schicksal, das er seherisch vorausgeahnt hatte, begann sich zu erfüllen», sollte man in der Geschichtsschreibung besser nicht verwenden. Darf man das Lied «Herr, nun selbst den Wagen halt» ein «Lied der Verzahnung» nennen und ihm das «durhaffe Bekenntnis» des Luther-Liedes entgegenstellen? Dem widerspricht doch der Inhalt des Liedes. Auch einige geschichtliche Verwirrungen, zum Beispiel beim Ittinger Klostersturm und den Badener Urteilen 1524 (S.66), sind unterlaufen.

Das eigentliche Wagnis liegt im dritten Teil, der die Theologie Zwinglis schildert. Am Schluß umschreibt Schmidt ein gegenwärtiges Zwingli-Bild: «Zwingli ist nicht Vertreter eines stoisch-erasmischen Bergpredigt-Humanismus, sondern paulinisch-johanneischer Theologe der humanistischen Methode. Durch Erasmus gebildet, durch Luther ermutigt, wird er, den zeitgenössischen Ruf nach der Reformatio vernehmend, aus Eigenem zum Reformator seines eidgenössisch-demokratischen Volkes. An die Stelle der alten politisierten Kirche setzt er als Ziel die Theokratie des Glaubens, die kein Ding auf Erden ausläßt. Er wird zum Theologen des Heiligen Geistes, der ihm oberstes Prinzip ist für den Umgang zwischen Gott und Mensch in Wort, Sakrament und Gottesdienst. Er ist Eklektiker, der auf den Schultern der Vordenen steht und von ihnen allen ein Teil ist. Die Schrift aber ist ihm ‚schnur‘ für die Kirche als die Gemeinschaft der durch den Heiligen Geist verwandelten Gläubigen.» Diese wohlabgewogene Gesamtschau dürfte zutreffen. Aber der Haupt-

teil stimmt damit nicht recht überein. Schmidt stellt den Reformator mit äußerster Konsequenz als den «Theologen des Heiligen Geistes» hin. Es ist gefährlich, ein Lebenswerk, das mitten im Kampf gegen verschiedene Fronten entstanden ist und sich selbst nicht vollenden konnte, so eindeutig unter einen einzigen Blickwinkel zu stellen. Der Verfasser trifft oft klare Unterscheidungen zwischen den «Geistlern», den Täufern, und Zwingli, oder zwischen Luthers und Zwinglis Geistverständnis und sichert seine Auffassung nach Möglichkeit auf alle Seiten ab. Es bleibt aber fraglich, ob mit dem alles beherrschenden Stichwort «Pneumatologie» das Wesen der Theologie Zwinglis getroffen ist. War sein Hauptanliegen wirklich «ein fast mystisches Einswerden mit dem Geist Gottes»? Diese systematische Unterordnung aller theologischen Aussagen Zwinglis unter die Lehre vom Heiligen Geist steht in der Gefahr, wieder ein Zwingli-Bild zu schaffen, dem die neuere Forschung ausweichen möchte: ein in sich geschlossen und einheitlich wirkendes Gemälde, das auch notgedrungen einseitig wirken muß.

Mit diesen Vorbehalten sei aber noch einmal der Dank dafür verbunden, daß Schmidt es gewagt hat, ein knappes einführendes Zwingli-Bild aus eigener Schau zu entwickeln.

Ernst G. Rüschi

ROLF HARTMANN: *Das Autobiographische in der Basler Leichenrede*. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Band 90. Verlag von Helbing & Lichtenhahn, Basel und Stuttgart 1963. 185 Seiten.

Der Titel dieser Arbeit kündigt die Interpretation eines literarischen und geschichtlichen Stoffes an, der nicht nur lokal und sachlich äußerst begrenzt ist, sondern auch ziemlich abseitig erscheint. Was sich aber hinter dem Thema verbirgt, weiß nur der zu schätzen, der dieses Buch gelesen hat. Von einem einzigen Punkt, nämlich dem autobiographischen Teil der literar- und theologiekritisch wenig erfaßten Gattung der Leichenrede, deren Quellentexte zudem auf die Stadt Basel beschränkt bleiben, entfaltet der Verfasser ein reiches Bündel theologischer, historischer, psychologischer, sozialer und kultureller Perspektiven, die ganz erstaunlich sind. Außerdem gibt das Buch beachtenswerte Beiträge zur Geschichte der kirchlichen Bestattung, zur Entwicklung des Individualismus in den letzten Jahrhunderten, zur Selbsteinschätzung des Menschen in den verschiedenen Geistesepochen und zur religiösen Haltung des Menschen gegenüber dem Tod in der Reformation, in der Aufklärung, im Pietismus und in der Neuzeit.

Von den nach Tausenden zählenden gedruckten und ungedruckten Basler Leichenreden hat Hartmann 550 ausgewählt und deren autobiographische Partien untersucht. Von dem biographischen Teil der Fürbitte für die Verstorbenen in Johann Ulrich Surgants *Manuale curatorium* von 1502, dem ersten Vorläufer der späteren Autobiographie in der protestantischen Leichenrede, bis zum selbstverfaßten Lebenslauf Jacob Burckhardts, mit dessen Darstellung das Buch schließt, bietet der Verfasser eine Geschichte des menschlichen Geistes an der Wende vom Rückblick auf das vergangene Leben zur Vorschau auf den kommenden Tod.

Das Autobiographische dringt dadurch in die Leichenrede ein, daß die «letzten Worte» des Sterbenden bei seiner Bestattung exemplarisch zitiert werden. Dieser Ansatz erlaubt einen weiteren Rückblick auf das Leben des Toten, der ebenfalls das Beispielhafte im Auge hat. «Die Kunst des christlichen Sterbens» (Kap. 3), wie sie von Thomas a Kempis, Erasmus, Luther und anderen gelehrt wurde, gibt den frommen Christen Anlaß, rechtzeitig das Resümee des eigenen Lebens zu ziehen